

Süddeutsche Monatshefte

Unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Friedrich Naumann,
Hans Pfizner, Hans Thoma, Karl Voll

herausgegeben von

Paul Nikolaus Cossmann.

Siebter Jahrgang. Zweiter Band.

M · C · M · X

Juli bis Dezember.

* *

*

artiger Weise ein. Haben sie sich zum Beispiel eine Zeitlang in einer roten Umgebung aufgehalten, so entwickelt sich in ihnen die Tendenz, stets wieder eine rote Umgebung aufzusuchen. Andere Tiere suchen von Geburt an immer nur eine bestimmte Farbe auf und haben nicht die Fähigkeit, sich an andere Farben anzupassen. Nicht immer ist diese Tendenz, eine Umgebung von bestimmter Farbe aufzusuchen, in einem Zusammenhang mit der Fähigkeit, die eigene Färbung zu ändern, ja manchmal fehlt jeder Zusammenhang mit der Körperfarbe des Tieres. So gibt es weiße und schwarze Tiere, welche die Tendenz haben, einen roten oder gelben Untergrund aufzusuchen. Vielfach ist aber die Farbe, welche die Anziehungskraft ausübt, die eigene Körperfarbe und es ist nicht unmöglich, daß die Tendenz, sie aufzusuchen, irgendwie mit dem Geschlechtsleben der betreffenden Arten zusammenhängt.

Diese neu erforschten Tatsachen bringen ganz neue Momente in die Untersuchung der schützenden Ähnlichkeit und ihrer Entstehungsgeschichte. Wir sehen ein, daß viel genauere Untersuchungen, als sie bis jetzt vorliegen, an den einzelnen Formen vorgenommen werden müssen, um sichere Aussagen über die theoretische Bedeutung ihrer Biologie zu gestatten.

Wenn uns somit die neueren Forschungsergebnisse an den Deutungen, welche Darwin, Wallace und andere den Tatsachen der schützenden Ähnlichkeit gegeben haben, zweifeln lassen, so zwingen sie uns in keiner Weise die Ideen jener großen Naturforscher gering zu schätzen. Im Gegenteil: jene Männer haben in den vorher zusammenhanglos beschriebenen Tatsachen das Problem erkannt, haben es richtig formuliert und einen Weg zu seiner Lösung versucht. Wir haben erkannt, daß die Zusammenhänge komplizierter sind als sie annahmen. Wir verfolgen aber den Weg weiter, den sie gewiesen haben, und können jetzt noch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob nicht das Resultat, zu welchem die genaueste Erforschung der Erscheinungen einst führen wird, der Lösung sehr ähnlich sehen wird, welche die großen Naturforscher der vorigen Generation intuitiv gefunden hatten.

Rudolf Borchardt: Intermezzo.¹⁾

Mein, wir spürten anfänglich nicht die mindeste Lust, den Kompilatoren dieser unter Stefan Georges Auspizien hergestellten Schrift mit einer Erwiderung gefällig zu sein, ihrem Vorbringen gegen uns durch Widerlegungen das Recht zu leihen, nach dem es alle diese esoterischen Herrschaften erfah-

¹⁾ Jahrbuch für die geistige Bewegung. Berlin 1910, Verlag der Bonholtenschen Druckerei (Blätter für die Kunst).

rungsgemäß von irgend einem Tage an zu gelüften pflegt. Wie anders als durch völliges Versiummen könnte man sich auch im Grunde gegen eine Schriftstellerei konträr verhalten, die schon ihrerseits dem Widerspruche des Widerspruches widerspricht und sich auf die einfache Formel bringen ließe: „Es ist nicht wahr, daß es nicht wahr ist, daß nicht wahr war, daß es nicht wahr ist“? Oder hätten wir gar diskutieren sollen? Und wen denn, und was denn, und wie denn? Wohl uns? wohl mit Herrn Friedrich Gundelfinger; die Grundsätze unserer und jeder herstellenden Kritik, die Methode unseres und jedes verantwortlichen geistigen Verfahrens einen Schriftsteller lehren, dem gegenüber jede Belehrung mit dem Abbruche aller seiner fixen Idee *ab imis* anzufangen hätte, nicht nur, um ihm geistige Begriffe, sondern um ihm das Prinzipielle beizubringen, ohne daß ihm von Staates wegen verboten sein sollte, Nießsches Namen, geschweige den Allerhöchsten, im Munde zu führen: Geistige Rechtfchaffenheit? Was sonst? Welchen der „positiven“ Aufstellungen dieses Jahrbuchs hätten gerade wir Feindliches entgegenzusetzen gehabt? Da sie zu gar nicht geringem Teile, wie jeder unserer Freunde lächelnd gewahren wird, adaptieren, verbreitern, verlängern, mit der neuesten Rechtgläubigkeit konkordieren, was ihre Verfasser unseren Schriften und unserem Gespräche — oh, bei Leibe nicht verdanken, aber verdanken zu sollen sich sträuben, aber verdanken zu müssen trotz Bockens und Stogens nirgends verbergen können? Und also nur, weil das neuste Muckerhäuflein, das aus Stefan Georges Drachensaft heraufgrünt, die Kalke und Nährerze des Gedankens, deren ihr Schemen einer „geistigen Bewegung“ zum Aufbau bedarf, zugleich entnehmen möchte — wogegen wir die letzten wären, Einspruch zu erheben —, und erbrechen — weil sie vom Verhassten genommen sind, der nach obiger Orthodogie für einen Habenichtszu gelten und totgesagt zu werden hat — — nur darum sollten wir uns Gegnerschaften der Art aufdrängen lassen, von der Goethe gesagt hat „Dein eigen Blut in fremden Adern, Es wird sofort mit dir selber hadern“, nur darum das Publikum, das ohnehin durch die losen Ränke schaut, mit dem Beweise emunieren, daß Herr Gundelfinger, wo er mit der Rede über Hofmannsthal zu tun bekommen will, Worte in unsere Sätze fälscht, die darin nicht stehen, Abschnitte darin gefunden zu haben vorgibt, die Rutenstreiche verdienten, wenn sie darin ständen, Gedankengänge bekichert, deren genaues Gegenteil er darin gefunden hat, und hätte billigen müssen, wenn er ein ehrlicher und gesitteter Leser wäre, statt eines ungesitteten und unredlichen Pasquillanten? Es war uns, mit einem Worte, weder unterhaltend noch erheblich genug, das Recht aufzuzeigen, mit dem dieser frevelnde Mund unsere Schrift der Unwahrheit zu zeichnen, und freilich auch nicht mit einem Wörtchen zu überführen wagt, und wir fühlten nicht henkermäßig genug, um seinesgleichen aus den Winkeln der Literatur, in denen er daheim

ist, auf den erhöhten Schauplatz zu nötigen, dem er auch ohne uns sicher entgegenreißt. Einen „Geistkrieg“ wünscht sich der Held um seine Objekte zu führen, wohl gar mit uns herbeizuführen; er ist vor der falschen Türe; der Krieg, den er als Rezensent in Zeitschriften und als Kompilator dieses Jahrbuchs seit geraumer Zeit führt, ist der alte Krieg des Münzfälschers gegen den Sparschlag des armen Bauern, gegen den Kredit des Unternehmenden, der sein und der Seinen Leben einsetzen muß um fortzukommen, gegen die Gemeinschaft, die für beide gut sagt, weil sie auf beiden beruht. Der Mittel ist sein Gegner, nicht wir.

Seine Erklärung über dies letzte Georgese Produkt abzugeben, veranlaßt uns auch heute nicht dies in metakritische Formen staffierte Eingeständnis eines Hasses, den wir wo nicht ehren, doch vollkommen begreifen, und gern erwidern würden, wenn es uns gegeben wäre, die Konvulsionen der gereizten Ohnmacht mit anderen als den menschlichsten Augen zu betrachten. Da man es denn durchaus nicht hat begreifen, der Persistenz unseres Schweigens bisher durchaus nicht hat entnehmen wollen, so merke man es sich jetzt: unter allen Mitteln, uns von dem Posten abwendig zu machen, an dem wir der Profession des neuen Gottmenschen im Wege sind und bleiben werden, an dem wir das Innere der deutschen Jugend vor seinem Einzuge samt Fackeln, Seimen, Monstranzen, Wiedertäufer schnickschnack und der Medicaula der neuen Heiligen Manlius und Maximin beschützen und zu beschützen fortfahren werden, unter diesen Mitteln sind die bequemsten die aussichtslosesten, zum mindesten in der bösen Öffentlichkeit, in die sich die frommen Hezer nun doch gewagt haben: denn in dem „Kreise“, in dem sie bisher ungestört Ton angaben, waren zweifellos umgekehrt die bequemsten Mittel die schlagendsten. Dort konnte man uns mit Weihwasser besprengen, Abracadabra sagen und den Brüdern verkünden: „Teure, wir sind gerettet; er ist dahin.“ Dort konnte man die Wankelmütigen, die sich noch dagegen wehrten, zu beschimpfen, was sie gestern schön genannt hatten, exorzifizieren, bis der Teufel aus ihnen fuhr und sie, den Kopf in Händen, auf Lothar Treuges Gedichte schwuren: „*fair is foul and foul is fair*“. Argerte sie ein Weißes, so nannten sie es schwarz und es war erledigt. Das schien im konkreten Falle manchmal schwer; eigene Leistungen sind ja nicht da, man kann nichts, man zeugt nichts, man schafft nichts, man will nichts mehr lernen und weiß oft beim besten Willen nicht, wie die Lehre vom langsamen Absterben der ganzen übrigen Welt, auf der die Mission der „Geistganzen“ beruht, mit der doppelten Tatsache in Harmonie zu bringen ist, daß ein immer greulicherer, immer pauperer Quark die „Blätter für die Kunst“ füllt, während die totgesagte Lasterwelt, in der man sich gattet und Kinder macht oder kriegt, zwar vielen Unfug hervorbringt, wie seit Adams Tagen, aber hin und wieder, wie seit

Adams Tagen, wonnevolle lebenszitternde Gebilde voller Überschwang und Vergeudung, voller Unart, voller Bosheit, aber mit einem eigenen Glück, das sie ein eigenes Lachen, einem eigenen Schmerze, der sie eigene Tränen lehrt. Was tun? Das Erste, was man dagegen tut, ist das, was die Pfaffen von jeher getan haben, wo Laien sich erschrecken, ohne ihren Vermeß den Fuß auf Jakobs Leiter zu setzen. Man schreibt das Teufelswerk auf den Index, erklärt seinen Zeuger für *vitandus*, läßt alle Gläubigen, deren verstockte Unschuld nach dem Satanspuk gegriffen hat, zum Abschwören der Häresien vor sein Tribunal und läßt sie ihre Zunge aufessen, unter Androhung zeitlicher und ewiger Strafen, als da ist, Gedichte von Henry Heiseler auswendig lernen, oder Ulais von Herrn Wolfskehl von einem Buchdeckel bis zum andern durchlesen. Aber das Erste, was man dagegen tut, ist nicht das Letzte. Der Meister zürnt: „Wie könnt ihr“ so tönt es, „die Feinde diese Dinge machen lassen, die ihr selber machen müßtet! Vom guten Prinzipie mußte das kommen, nicht vom bösen“. Ihr irrt, oh Meister! Als ihr die Seelen entmanntet, um sie euch zu unterjochen, benahmt ihr ihnen mit dem schönen unreinen Schrei des Lebendigen auf seinem Jagdwege zugleich das derbe Greifen und Erdrücken, ohne das der Schoß des Lebens nicht empfängt. Wenn sie noch könnten, was ihr von ihnen fordert, so dürftet ihr von ihnen nicht fordern, woran sie euch gewöhnt haben. Da eure Macht von ihrer Unmacht lebt, welche Machtäußerung habt ihr von ihnen zu erwarten noch ein Recht? Besser, ihr laßt alles wie es ist, Index und Interdikt, Anathem und Exorzismus. Besser, ihr ratet den Knaben, das Teufelswerk in allen Ehren zu plündern und seine Mittel durch die guten Zwecke, eure Zwecke, durch die neue Form, ein etwas schlechteres Deutsch, zu heiligen. Und im übrigen sagt dann immerhin, das Zeug taue nichts, und Rindermachen sei beweisend für Impotenz. Aber sagt es im Innern des Tempels, wo ihr das Lachen abgeschafft habt und in das kein Ton, kein Schrei aus der Welt herüberdringt, wo mit Luft empfangen und mit Schmerzen geboren wird, von den jungalten Kindern des alten Prometheus.

Aber unter uns, „im Vorhof, ja auf der Straße,“ wo weder das Lachen abgeschafft ist, noch gewisse andere Reste menschlicher Vertierung, wie etwa das Laster, die Dinge beim Namen zu nennen, — unter uns Sterblichen sind jene bequemen Mittel, mit dem Verhassten fertig zu werden, die unverfänglichsten. Im Tempel ist Herr Gundelfinger, wenn er pontifiziert und interdiziert, — wir wissen nicht recht, was, mindestens aber ein Gefäß des göttlichen Geistes, aus dem das lautere Orakel trieft, an dem zu zweifeln sofort Herrn Wolfskehls Ulais auf das Haupt des Schuldigen heraufschwört. Auf der offenen Straße ist der Herr ein Passant; in der Öffentlichkeit ist er ein kleiner Skribent, der nichts geleistet, wenig gelernt und

nur das zweideutige Glück gehabt hat, gedruckt zu werden. Er hat ein paar Büchelchen gemacht, die aus vielem Getu und Beschwägen fremder Arbeit bestehen, übersetzt den Shakespeare aus dem Deutschen in den „Sprachleib des kommenden Geistes“ und aus dem Englischen in das, was er für Deutsch hält; das ist alles. Nun muß er das Recht der Straße lernen, das richtige Ausweichen und das richtige Durchkreuzen an schwierigen Passagen. Im Tempel klingt es zweifellos sehr erbaulich, daß vor dem Jünger, der an der Brust des Herrn gelegen hat, — um ganz in dem kindisch dreisten Evangelientone dieser Verlorenen zu reden — das irdische Getümmel auseinandertritt, wie die Wellen des Roten Meeres vor den Kindern Israel. Aber, wenn Herr Gundelfinger auf der Straße zu einem auf ihn zugaloppierenden Lastwagen Abracadabra sagen und stehen bleiben wollte, so kann leicht etwas aus ihm werden, worin man Mühe hätte, das hübsche Jüngelchen von kurz zuvor wieder zu erkennen. Das ist das „Leben“, wie Herr Gundelfinger versichert, die „Abstraktion eines unproduktiven Menschen“, oder das „Oberflächengeflunker“, das er „mit Verachtung abweist“; das er, fügen wir hinzu, augenscheinlich erst zwischen den Rädern als ein Konkretum anzuerkennen geruhen wird. Diese jungen Herren befinden sich nämlich in einer schweren Täuschung. Es gibt allerdings, auch auf der Straße, große symbolische Gesten des Lebens, vor denen das Getümmel in der Tat erstarrt: Die Posaunen des nahenden Herrschers, die Klänge eines Trauermarsches, die Pfeifen und Zinken eines Regimentes sind ein wirkliches Abracadabra, ein Wink, ein Ton, der ohne Parlamentieren Geltung hat, weil eine Majestät hinter ihm steht, die nötigenfalls sehr nachdrücklich und sehr lakonisch ihr Recht auf Vortritt und Durchzug zu erhärten müßte. Und ganz so ist in der Öffentlichkeit des Geistigen das Apodiktische darum ein unbestrittenes Vorrecht des Großen, des Toten und des Bewaffneten, weil, wer es ihnen bestreiten wollte, an ihrer Majestät oder Klassizität oder einfach ihrer Keule zerbrechen würde. Aber ob Herr Klages oder Herr Gundelfinger *et hoc genus omne* apodiktisch sind oder nicht, zu den Lastwagen Abracadabra sagen, den Reitern befehlen, von den Sätteln zu steigen, in denen sie sich sehr wohl befinden, ändert nichts an der Straße und dem Recht der Straße. Sie haben, wenn ein Wagen zu schnell fährt oder sie bedroht, wenn ein anderer Passant falsch ausweicht, oder sie an den Rinnslein stößt, wenn ein Schmutz die Straße unsicher oder lebensgefährlich macht, nur das Recht, als Kritiker an die schützenden Organe der Öffentlichkeit zu appellieren, und wenn sie diesen Appell im Tone des Gundelfingerschen Apodigmas ablassen, wenn sie etwa sagen wollen, „das elektrische Automobil, das mir in die Quere fuhr und nicht stank, hat kein Recht auf mein Ausweichen, weil ich nur stinkende Automobile kenne, es existiert daher als Automobil für mich nicht,

und ist eine rein gedachte Equipage ohne Pferde,“ so wird man die Achseln zucken und etwa die Verwandten des Herrn über seinen Zustand informieren. Wir sind auf der Straße, nicht im Tempel. Man muß, wenn man ein Passant ist, die Dinge fein säuberlich sagen, und was man nicht tatsächlich zu machen, geschweige zu belegen vermag, ist in den Wind gesprochen, solange man die Attribute der Majestät und der Autorität nicht besitzt; Herr Gundelfinger nehme sich ein Beispiel am Verfasser des vorletzten Aufsatzes seines Jahrbuchs, der durch sorgfältige Ausarbeitung und Austuschung einer engbegrenzten kleinen Vorlage den mindest antipathischen Beitrag zu dem Bande geliefert und wenigstens keine Allüre angenommen hat, unter der er zusammenbrechen müßte, wenn der Griff der Realitäten ihm in den Nacken fährt. Ohne Bilder zu sprechen: wer uns so empfindlich werden möchte, wie es diese Rachsucht zu werden jükt, muß uns zuerst eben darin, ja eben dadurch achtbar werden. Wenn die Herren uns und was von unserer Produktion ihnen allen Falles bekannt sein kann, zum Opfer der öffentlichen Kritik machen wollen, deren Organe, von Königsberg bis Zürich, sie mit allen Mitteln an sich zu reißen trachten, so müssen sie sich dazu entweihen, das kritische Handwerk zu lernen und den Tempel, in dem die Gedankenlosigkeit leicht beieinander wohnen, für den Moment verschmerzen. Wieviel Pein hat es sie nicht gekostet, den knifflischen Kodex des Esoterischen, mit Erlaubtem, Halberlaubtem, Verbotenem, Mentalreservaten und allen seinen pfäffischen Chikanen ins Gefühl zu bekommen? Und das Esoterische sollte dem neuen Heidenapostolate nur so anfliegen? Weil es ihnen einmal gelungen sein mag, einen harmlosen Wespen schwarz aus ihrem Allerheiligsten hinauszuräuchern, glauben sie, auch der Hofhund, der seines Herrn Haus bewacht, sei durch bloßen Gestank zu vertreiben? Er niest ihn weg und sitzt den Langfingern an der Wade. Was will man, wozu ist man entschlossen? Will man an der Bestie vorbei oder nicht? Will man einbrechen oder nicht? Und will man es, warum geht man dem unbequemen Wächter nicht zu Leibe? Warum versucht man es mit den Listen, auf die das dumme Vieh nur grimmiger knurrt und röhrt, warum mit den allgemeinen vornehmen Beurteilungen seines Habitus, die ihn keinen Zoll breit vom Posten rücken, so sehr sie Herrn Gundelfinger als vernichtende Kritik erscheinen mögen? Vor ein paar Tagen hat man ihm Elogen über seine schöne Stimme gemacht, vorgestern ihn zu sich gelockt, ihn einen braven Sektor genannt, seinen Herrn zu der Acquisition beglückwünscht, ihm auch ein schönes Stück Fleisch ohne das mindeste Strychnin versprochen, wenn er nur Vernunft annehmen und von der dummen monotonen Tür fortgehen wolle. Heut, da man ihn immer noch am alten Flecke findet, sagt man ihm zwischen den Zähnen, er sei ein Bastard, schmierig, dürr, gedunsen und rüdig. Eine Stimme suggeriert von hinten, er sei eine bloße ausgestopfte

Diebsfcheuche, und Hunde, die bellten, bissen nicht; eine andere, und es ist die des Herrn Gundelfinger, sucht ihn mit der originellen Bemerkung, seine Zähne seien von rechts nach links gewachsen, statt von links nach rechts, ideell aufzuheben. Aber das sind Flausen; es handelt sich zwischen dem Hunde und den nächtlichen Besuchern weder um das Pedigree, noch um die Stubenreinheit, noch um ähnliche deliberative Gegenstände. Es handelt sich um zwei Reihen Zähne und den hartnäckigen, hockbeinigen, bestialischen Instinkt ihres Besitzers, von einem gegebenen Punkte, von einer Tür, hinter der sein Herr und seines Herrn Kinder schlafen, nicht fortzudürfen. Die Welt ist voller Köter, deren Pedigree, deren Ungezieferei und deren Ernährungszustand die Herren ganz kalt läßt, weil ihre Eckzähne keine wichtige Passage sperren. Gedichte im „Neuesten Stil“ werden *Iliacos intra muros et extra pecciert*, ohne daß Herr Gundelfinger aus seinem Glashause mit Steinen nach ihnen würfe, die griechischen Klassiker übersetzt allerlei Volk, statt in den „Sprachleib des kommenden Geistes“ vorderhand noch in einem „gräzifizierenden Stil“, ohne von ihm bemerkt zu werden, und wenn Schmeie Tinkales den Dante ins Jiddisch übersetzte, wie Herr Gundelfinger mit schlecht gespielter Kälte von uns behauptet, so würde ein Kritiker von seiner Erhabenheit das schnaktische Ereignis gemütsruhig passieren lassen. Das sind Lappalien von Leuten, die nichts zu sagen haben. Im Tempel sind sie am rechten Orte, und wer ermißt den Jubelhall aus zwanzig Fisteln, den dort Herr Gundelfinger die Abschaffung des Lachens und der heilsame Schrecken vor gewissen Produktionen des Herrn Wolfskehl eingetragen haben mag! In der rohen Öffentlichkeit, in der das Lachen durch solche zeitlichen Höllestrafen noch nicht bedroht ist, und niemand gezwungen werden kann, Mais ganz wider Willen zu lesen, in der Fleisch und Blut an Worten, auch den ekelhaftesten nicht stirbt, muß Herr Gundelfinger, wenn er Zähne meint, sich gegen Zähne rüsten. Er muß bedenken, daß Angreifen eine Kunst ist, die gelernt sein will und daß die erste Regel dieser Kunst heißt: „Du sollst den Kopf nicht in den Sand stecken,“ daß man den rachsüchtigen Rabalenmacher, den schlechten Schriftsteller, der sich in die Enge getrieben sieht, die Kreatur Mächtiger, die sich durch Beleidigung ihren Oberrn gleichzustellen sucht, seit Jahrhunderten an den immergleichen Zügen kennt: daran, daß sie empfangene Wunden, wie von jeder Klöße und Göße, dem blanken, statt dem scharfen Schwerte, oder, wie Herr Gundelfinger tut, unserer „sprachwissenschaftlichen Beredtheit“ zuschreiben; daran, daß sie die eigenen Waffen zufällig im Kasten vergessen haben, oder, daß es ihnen die Mühe nicht lohnt, sie zu schwingen, da man „darüber hinweggehen“ könne; daran, daß ihre Invektive sofort ins Allgemeine fällt, nachdem sie sich eben zu einem tödlichen Schläge Mut gemacht hat; daran, daß sie in einer langen Diatribe

über das Nebensächlichste mit leidlicher Haltung als überlegene Köpfe und rechtliche Leute daherräsonieren, und ihr ganzes Werk durch eine Anmerkung zerstören, in der ihre Absichten mit dem niedrigsten Zuge zutage treten und hinter der fallenden Maske die Verdächtigung frei ausblickt; man erkennt das, was ihnen unangenehm ist, und unüberwindlich bleiben muß, sofort daran, daß sie Abracadabra zu ihm sagen und ausreißen, als sei es verschwunden. Man merkt, was ihnen überlegen und geistig nicht mehr durchdringlich ist, daran, daß sie es apodiktisch kritisieren; sobald sie die Zunge schießen lassen, weiß man, daß es sich um Nebensachen handeln muß, sobald sie lakonisch herablassend werden, daß ein Klotz ihnen im Wege ist. Die Frage, wie rasch man mit ihnen fertig wird, ist nur die, wie weit man sich von Lessing oder Schopenhauer oder Nietzsche zur Psychologie des interessierten und ehrgeizigen Schmähchreibers hat erziehen lassen. Herr Gundelfinger, der zwar schon ein rechtes Litteratenbüchchen geworden ist, und für sein Metier nur noch Handwerkliches, Vorsicht, Ruhe und Selbstbeherrschung zu lernen hat, — vor der Zumutung weiteren Lernens bewahrt ihn das Metier selber — gewöhne sich zu allererst den Rißel des Urteilenwollens ab und zwingen sich zum bedächtigen Demolieren. Das Urteilen überlasse er den Richtern, denen es angeboren ist, Urteile vollstreckbar zu machen; diesmal hat ihn doch im Grunde nur die Amtsurpation, die er seit langem ungestraft treibt, um Mühe und Einlage gebracht. Denn wie leicht wäre es gewesen, die triftigsten Dinge gegen uns dort vorzubringen, wo er die ohnmächtigsten sagt! Nicht zwar über unsere dichterische Produktion, über deren Wahrheit und Wert wir Belehrungen vom ersten besten Nachahmer aus dem *servum pecus* nicht zu erwarten haben, und nicht über den deutschen Pindar, den zu beurteilen er augenscheinlich weder Griechisch noch Deutsch genug kann; aber wieviel Ernstliches ließe sich gegen eine formale Monstrosität wie die Rede über Hofmannsthal einwenden, an deren aus dem Grunde verfehlte Anlage, die Folge eines unmöglichen Kompromisses, wir heute nur mit einem Seufzer denken können? Wie fehlerhaft, tastend und stillos erscheinen uns heut, nachdem wir in zweijähriger Arbeit den Problemen nähergekommen sind, die veröffentlichten Gesänge des deutschen Dante, wie sehr zeigen sie in jeder Einzelheit das Schwanken der ersten in die Nacht hinausgetanen Schritte, in der Fuß und Auge einander wechselweis an das schwache Flimmern der Sterne zu gewöhnen hatten? Vier, fünf, sechs Linien des Angriffs machen wir uns anheischig, Herrn Gundelfinger aufzuzeigen, auf denen er, ohne seinen Haß zu opfern und ohne der Unwahrheit zu benötigen, uns durch unbestreitbare Argumente hätte fürchterlich werden können, wenn er von der Materie etwas verstände, zu den Aufgaben, die der höhere Arbeiter sich darum stellen muß, weil sie das Unmögliche einschließen, sich begreifend zu erheben

wülste, und — wenn er nicht hätte vernichten wollen. Hätte er nur nicht vernichten wollen, der arme Teufel, wie empfindlich hätte er uns werden können! Nun steht die Bestie auf allen Bieren breit weggepflanzt vor ihm: er muß umdrehen, wohl oder übel.

Gegen Meinungen genügt es, Meinungen zu setzen oder die entgegengesetzte Meinung vorzugeben; gegen Überzeugungen und Glauben bedarf es, um sie fruchtlos zu machen, realer Mittel und wenn sie Arbeit geworden sind, der Waffen und dessen, der sie beherrscht. Wir hätten keinen Anlaß gehabt, Herrn Gundelfingers auch nur in dem spottenden Tone zu erwähnen, der uns allein gegen so subalterne Friedensbrecher ansteht, wenn das erwähnte Jahrbuch nicht einen Aufsatz gegen unsere Überzeugungen enthielte, der durch etwas Argumenten ähnliches wenigstens den Schein des anständigen und verständigen Handelns vor der Öffentlichkeit wahr, die er anredet. Herr Wolfskehl beschließt seine „Die Blätter für die Kunst und die neueste Literatur“ überschriebenen Seiten mit polemischen Äußerungen gegen die Anschauungen von nationalem Stil und nationalem Schicksal, die wir im Nachwort zum Joram zuerst niedergelegt haben, und bei dem Lärm, den sie machten, schon längst hätten wieder aufnehmen sollen. Ohnehin hatten jene wenigen Zeilen vornehmlich die Trägheit rütteln sollen, die sich über das Problem der höheren Sprache in Deutschland seit langem gelegt hat, und wenn über diesen außerordentlichen Gegenstand wieder gedacht wurde, das Problem als solches in Fluß kam, so war ihr nächster Zweck erreicht. Das Andeutende, Fragende, kurz Verknüpfende und Abfassende, das ihnen bei solchen Zwecken zukam, ist ihrem Verständnis nicht förderlich gewesen und wir hoffen längst auf eine würdige Gelegenheit, den eigentlicheren Zusammenhang ruhiger auszubreiten und zu entfalten.

Wenn der Hauptinhalt jenes Aufsatzes, den man seiner Haltung, seinem Tone und seinem argumentativen Werte nach am ehesten mit der programmatischen Wehrede Hochwürden des Herrn Dekans beim zwanzigjährigen Stiftungsfeste eines Zentrumswahlvereins vergleichen mag, fällt kaum in den Bereich unserer Betrachtung. Die Gutgläubigkeit des Verfassers, der überall Gegner am Boden, die gute Sache siegreich und in einem geschichtlichen Prozesse begriffen sieht, von dem außer ihm keiner weiß, ist uns außer Zweifel: daß er durchweg vorsichtiger, politischer, ja warnender vorgeht, als die viel minder besonnenen und eben darum viel ausschlußreicheren Junioren, vermerken wir mit Humor, und auch daß es möglich ist, in Illusionen wie den seinen gutgläubig jahraus jahrein fortzueristieren, wird der eine und andere Passus seiner Darlegungen den Skeptischen erklären. Man kann sich nämlich, absolut genommen, fragen, welchen Ernst es für Herrn Wolfskehl haben mag, zu diskutieren, was die reiferen und kühleren Köpfe Deutschlands —

wohl mehr als manch einer denkt — überhaupt nicht mehr beschäftigt, die Nerven der ausdauernd konstituierten bei etwaigen Kontakten überhaupt nicht mehr geniert: Das Leben der Großstadt in seiner Doppelgestalt, der Monstrosität seiner *vita activa*, die sittlich, ästhetisch, logisch überhaupt so indifferent ist, wie ein Schlachtfeld; dem geometrischen Orte für die Schnittpunkte aller Handelnden untereinander, den für die Norm eines allgemeinen Urteils zu nehmen, den zu billigen oder zu mißbilligen, zu negieren oder zu kanonisieren, der gleichen vollkommenen Absurdität des nebenher laufenden Müßigen entspringt, psychomorphistischen Irrtümern, die auf der Stufe des anthropomorphistischen Geschwäges über Gott oder einen Ameisenhaufen stehen; und der Futilität der großstädtischen *vita contemplativa*, der Geschäftigkeit eben jener an der Großstadt parasitierenden Müßiggänger, der Sphäre, aus der das gerade umgehende Literatur- und Kunstgeschwäg aufsteigt, aus der sich die Eintagsfliegen der großstädtischen geistigen Produktion erheben wie Kinderdrachen, von Augenblickslüftchen getragen und sofort platt zu Boden tammelnd, aus der die Zeitungen in die Welt hinausgespien werden, gestern Lumpen, morgen Lumpen, zwischenein ordinärer Zeitvertreib, auf gleichgültige Augen berechnet. Links arbeitet man sich zu Tode oder zum Leben, mit der blinden, steifnackigen Entschlossenheit, die von sich nicht weiß, und von nichts weiß, als dem nächstzutuenden, rechts macht man die üblichen Wochenrevolutionen, hat in der einen Tasche den gebrauchsfertigen Weltuntergang, in der andern das neueste Allheilmittel dagegen prompt, nimmt einander gutgläubig wichtig, schlägt sich, verträgt sich, verdirbt sich, beschimpft die Großstadt, vergöttert die Großstadt, hält sich für das Mundstück der Großstadt und damit für die Repräsentation des Landes selber. Aber das alles wissen wir, und auch, daß der Höhepunkt der Entwicklung in Deutschland noch nicht erreicht ist, bleibt uns nicht verborgen. Der unzählbare Trieb, zu handeln, ist die einzige gegenwärtige Realität des deutschen Lebens; die Städte werden fortfahren, den Handelnden zu absorbieren, die Entvölkerung des Landes wird fortschreiten, die Kleinstädte, die sich nicht industrialisieren, werden sinken, und der Gegenprozeß, die Abgabe der Großstädte an das Land, der Auszug des Herdes, der Kinder, des unschätzbaren nationalen Elementes, das im neuen Stadtypus städtisch nicht mehr existieren kann und darf — dieser Gegenprozeß wird mit der deutschen Langsamkeit, Bequemlichkeit und Weichheit zu rechnen haben, so sicher er sich einmal vollzogen haben wird. Und selbst dann wird er keine Panacee sein; für das Leben nicht, dieses, wie die Herren uns wütend zurückgeben, „Oberflächengestunker“ unserer Fabrik, oder, um mit Goethes Oberflächlichkeit einen Augenblick mitzuflunkern, für die „tüchtigen Kinder dieser eingeschränkten Erde, denen im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot schmecken kann und die allein

gebaut sind, sich darin leidlich zu befinden, nach dem Maße ihrer Fähigkeiten und Tugenden das Gute und Ordentliche darin zu wirken.“ Und eine Panacee auch nicht für die Beschwäher des Lebens, die erstlich nicht dulden könnten, daß ihre allwöchentlichen Nouveautés durch Allheilmittel entbehrlich gemacht würden, und schließlich durch ihre Gefinnung darauf angewiesen sind, den Körper, an dem sie parasitieren, außerhalb dessen sie nicht bestehen könnten, teils direkt, teils in der Form der Weltverbesserung zu beschimpfen und zu negieren.

Das alles also wissen wir; und da wir weder an den Weltuntergangs- noch an den konkurrierenden Schlaraffenzustands-Fabriken beteiligt sind, so nehmen wir es für das, was es wert ist: für nichts. Wir wissen, daß wenn von einem zum andern Tage gestrichen würde, was die Großstadt drucken läßt, — natürlich außer den sehr respektablen Bilanzen, Jahresberichten und andern ernstern und gewaltigen Dingen — das geistige Solf und Haben der Nation auf dem unverändert gleichen Stande bliebe. Und da wir nach unsern Überzeugungen zu handeln pflegen, so lesen wir nicht, was uns mit der Verheißung der neusten Pille und des letzten Procédés von dort zukommt. Aber wir sind weit davon entfernt, diesen Pillendrehern durch unser Nein und dadurch, daß wir dies Nein verallgemeinerten, zuzubilligen, worauf sie prätendieren, den repräsentativen Wert. Wir denken nicht daran, aus der Tatsache, daß irgendwo viel Geschmeiß sich tiefer und tiefer heckt, den allgemeinen Regen roter Flöhe zu debuzieren, an dem wir zu Grund gehen müßten, wenn nicht Stefan George da wäre. Jenes Geschmeiß repräsentiert für uns überhaupt gar nichts, als sich selber, Schreiben als Unfähigkeit zu rechtmäßigem Dasein; es repräsentiert uns nicht einmal die Großstadt, die in sich stumm und wortlos ist, die sich nur in Resultaten auf Resultate mit blöder Gigantengröße auszusprechen weiß, deren Heulen und Malmen, Stampfen und Schichten, Donnern und Prallen in der gleichen Sprache des Weltmeers und der Feldschlacht fortbrausen würde, wenn ein platonisches Dekret die Wortemacher aus ihrer Bannmeile gepettscht hätte. Wir schließen aus ihrer Degradation auf keinerlei geistigen Niedergang, seelische Zerpellung, Vernichtung der Zeugungskraft im Innern der Nation, der wir nun aufrichtend, heilend, helfend beizuspringen oder den Arzt — oh, den immer gleichen Arzt zu bestellen hätten. Die Kraft einer Nation zu innerem Schauen, zum Gestalten und zur Transzendenz ist für uns nicht ans Versmachen, Dramen schreiben, Romane aufbauen gebunden, sie ist auch ganz so wenig gehalten, sich kontinuierlich in literarischen und Kunstformen auszudrücken, und die Intermezzi von Halbliteratur, die während ihres Ruhens die Impotenz für etwaige Nachfrage aufführt, tragen für die Zentralkraft gar nichts aus, können auch von ihr nicht verant-

wortet werden. Es ist nun für den guten Glauben, mit dem Herr Wolfskehl seinen Illusionen anhängt, charakteristisch, wie er zu diesem Probleme steht. Überblickt man die proflige Grabschelte, die er vor den Kadavern des sogenannten Naturalismus, der gängigen Lyrik der letzten zwei Jahrzehnte, der „Gruppirungen“ und „Bewegungen“ der sogenannten Literatur seit 1890 ausführt, so erstaunt man über die Bedeutung, die ein sonst so heikler Geschmack dem Bedeutungslosen, ja schlechthin Bedeutungswidrigen auch nur negierend beimißt. Fünf Zeilen hatten uns in der Rede über Hofmannsthal für das Gleiche genügt, und heut, nach acht Jahren, würden wir die Gräber schon gar nicht mehr stören. Aber unser Erstaunen verschwindet, wenn wir bei näherem Zusehen gewahren, wie dieser Kritiker sich selbst und die Sache die er führt ganz naiv mit jenen Strebungen in Reihe setzt, und den Vergleich, obwohl er seine Sunlichkeit einmal *de iure* ablehnt, doch *de facto* durchführt. Er lächelt über das alte Narrengeschrei „Neue Bahnen, neue Bahnen“ nicht darum, weil es eine Panacee anpries, weil es Panaceen nicht gibt, und keiner der Panaceen bedarf; sondern weil es die rechte nicht war. Die rechte hat er, Herr Wolfskehl, im Alleinvertrieb für Stefan George. Panaceen also gibt es, — oh, und ob man sie braucht! Jeder braucht sie, keiner kann es sich leisten, sie zu ignorieren: „Haben Sie Rückenschmerzen? Fühlen Sie sich vom Pesthauch der Zeit verhirnlicht und verstofflicht? Leiden Sie an Warenhäusern? Wir können Ihnen helfen.“ — Dieser Autor geht den ehemaligen großstädtischen Literatencliquen aus Skribenten, Rezensenten, Agenten und Gerenten nicht darum zu Leibe, weil ihre Konstitution und gegenseitige Affekuration, ihre Meinungsmache und Tyrannei in sich ein schweres geistiges Unrecht war, das den Begriff des Dichters unter uns beschädigt, den des Kritikers so gut wie vernichtet hat; nicht weil dem deutschen Begriffe von der steilen Höhe, auf der der Dichter steht, kaum einem einzigen Freunde nah, dem Interessengenossen, dem Nachbeter, dem Schüler meilenfern, weil diesem Begriffe also der Begriff der „Schule“ widrig wäre; nicht weil seit Lessings schneidender Waffe, seit Schillers Herbheit, seit Goethes lässigem Stolze noch jede Clique, die bei uns gut und böses Wetter zu machen sich unterstand, den Blitz auf die eigenen Scheitel hinabgezogen hat, — sondern — ja sondern. Man muß schon genau zusehen, um aus dem winkenden und wankenden Deutsch dieses Autors das genaue „Sondern“ herauszufischen; sondern also, weil jene Bewegungen selber nicht wußten, was sie wollten, und seine Bewegung weiß es natürlich; sondern, darauf läuft es immer wieder hinaus, weil sie nicht reüssiert sind, und die seine feiert ihr zwanzigstes Stiftungsfest; aber bewegen muß man sich, als Kreis, als Gruppe, als Bewegung, weil das in Frankreich die Mode ist und der Einzelne

verödet. Ohne die *École* geht es nicht ab, ohne den *Maître* bleibt es die „führerlose“ Zeit; das ist wie bei den *Symbolistes* unter Mallarmé, den *naturalistes* unter St. Georges de Bouhélier, der *école romane* unter Moréas usw. Und wer eine Raze eine Raze nennt, ist „töricht oder böswillig“, auch wer zu erinnern gibt, daß neben dem Sätzchen von der „Kunst über dem Leben, nachdem sie das Leben durchdrungen hat“, in dem Blättchen für die Kunst der andere gestanden hat „eine Kunst um der Kunst willen“, der damals in Paris bei den Trödlern der Schlagworte etwa zehn Sous kostete. Aber Scherz beiseite; kurz und gut, wer sich ohne den Führer und aus anderen „Daseinsgründen“, als die Blätter für die Kunst „bewegen“ wollte, teilte das Schicksal der Armada: *afflavit deus et dissipati sunt*. Nur die Blätter für die Kunst sind noch da und haben sogar eben das „Jahrbuch für die geistige Bewegung“ gezeugt. Herr Wolfskehl tut gut daran, seine jungen Freunde vor allzu übermütigem Stolze auf diesen Erfolg zu warnen; wir aber möchten wohl wissen, wo die „Gruppierungen und Bewegungen“ gewesen sind, die seit dem langsam faktisch werdenden *Désastre* des Naturalismus den Blättern für die Kunst den Ruhm, Mundstück der einzigen *Littérature* in Deutschland zu sein, streitig gemacht hätten. Dumm redigierte Zeitschriften sind gekommen und gegangen, das mag wahr sein. Konkurrenten, mit irgend einer andern Absicht, als der, eine hübsche und verkäufliche Revue zu machen, kann in ihnen nur sehen, wer Herrn Wolfskehls übrige Illusionen von den buchtechnischen und allgemeinen Wirkungen der Blätter für die Kunst, von dem Einfluß der porenerstöpfenden Zierkunst des Herrn Lechter auf das deutsche Buch teilt — *Allotria*, die uns hier gar nichts angehen. Wie ist es denn aber mit der stolzen Wolfskehlschen Flotte selber in Wahrheit bestellt, die hier angeblich zum zwanzigsten Male das Meer wagt, indes die Trümmer der feindlichen „führerlosen Geschwader“ auf den Wellen treiben? Wir fürchten, wir fürchten, diese Stiftungsfest-Bilanz, frisiert wie viele ähnliche Dokumente, ist mehr bestimmt, Mut zu machen, als vor Übermut zu warnen. Wo sind außer dem einzigen Stefan George — Herr Wolfskehl muß uns verzeihen, wenn wir seine eigene Poesie hier ein wenig *hors concours* stellen — wo also sind die zwei oder drei Dichter, und die vier oder fünf nicht völlig talentlosen Mitarbeiter, mit denen dies ohne mindesten Aufwand hergestellte, aber äußerst weltklug vertriebene Organ ein paar Jahre lang, wenn wir nicht irren, bis 1900, als Zeitschrift gehalten werden konnte? Wo sind Hofmannsthal und Andrian, Bollmüller und Ernst Hardt, Dauthendey und Oskar Schmitz, Klages und Dehler — wo sind mit einem Worte fast alle anfänglichen Komponenten dieses Kreises hin, alle jedenfalls, die sich zu irgend einer Art von Leistung über dies trübe Seminar von Pfaffenlyrik zu erheben vermochten? Auf und davon. „Du segelst her, der

andre hin, Die Woge zu erproben, Und was erst eine Flotte schien, Ist ganz und gar zerstoßen.“ Man ist längst bei Herrn Gundelfinger und seiner Generation angelangt, beim zweiten Falstaffschen Aufgebot, Muff, Schatte, Schwächlich und Bullenkalb, die alle miteinander ein Hemd und drei Motive haben; man beschwört schon die Schatten aus dem Grabe, übersetzt wieder die jämmerlichen *Minauderies* des obskuren Monsieur Paul Gérardy, als ob wirklich die ärmsten unter allen armen Kleppern Frankreichs angekauft werden müßten, um bei uns die Rasse zu verbessern — miserabler kann die Misere nicht wohl werden. Nein, es ist wirklich an der Zeit, daß die jungen Helden ausziehen, und jemanden, der nicht will, wie sie wohl wollen, für unproduktiv erklären. Wir irrten, als wir in der Rezension des „Siebten Ringes“ die Vermutung hinwarfen, das Lärmen um Stefan George sei eingeschlafen. Es ist wirklich hohe Zeit, daß wieder etwas gerasselt und getan wird, damit die eingeschlafene „Bewegung“ wieder auf ihre eingeschlafenen Beine kommt. Warum, heiläufig gesagt, macht man die Tempeltore nicht etwas weiter auf? An Zutrom könnte es doch kaum fehlen. Ringsum dichten alle dummen Jungen, die ihre Hände pflegen und sich auf Profil erziehen, in der neuen Monstranzeweis, die so leicht zu lernen ist, wie das Kirscheneffen, das ganze Geschlecht grimassierender Windbeutel um uns her, von denen der Vers geht wie Öl und ein Duft wie von Ragen, ächzt ja nur danach, mit „Aura“ bilden zu helfen, und von einem recht großen Rachen gefressen zu werden. Man wird seine Gründe haben; aber so gut wie das Zeug, das die letzten Blätter mit einem besonders fragenhaften Aufstrumpfen anonym gebracht haben, ist vieles, was uns diese Aspiranten zuschicken oder vorlegen, noch lange.

Aber wir hatten nur auf den sachlichen Nexus zwischen der Ausführlichkeit hindeuten wollen, mit der Herr Wolfskehl das Toteste vollends tötet, und der Zubilligung des gleichen Terrains, das seine Bewegung mit jenen toten Bewegungen teilt. Nicht nur die Gutgläubigkeit dieses sympathischen Autors erhellt uns daraus, sondern mehr noch, daß er in diesem Falle recht hat. Scheiden wir den Dichter George und die sublime Poesie aus, durch die er im wahrhaftigen Sinne sein Land bewegt und erschüttert hat, — die Herren werden sagen, wir könnten es nicht; und wir tun es doch; was wollen sie dagegen machen? — und nehmen wir die Georgesche Bewegung als das, was sie ist und von wannen sie stammt, so resultieren uns durchaus die Wolfskehlschen Erkenntnisse. Jene Bewegung war sicherlich nie eine Reaktion gegen den Naturalismus — für diese wie für andere schnell fertige Erklärungen ist der Berliner Dozent und Vielschreiber verantwortlich, der die Blätter für die Kunst zuerst als neuen Dichterkreis bekannt gemacht hat — sie war sicherlich dem Naturalismus gleichzeitig, und statt ihm entgegen zu wachsen, ist sie vielmehr auf dem gleichen Asphaltboden mit ihm, in den

gleichen Kaffeehäusern entstanden, hat in den gleichen Cénacles mehr als einmal an ihn gestreift, und war überhaupt in einer gewissen Schicht großstädtischer *ratés* gleichsam als Weltnebel vorgeedeutet, ehe Georges resoluter Wille, bedeutender Weltverstand und elastische Pariser Schulung sich über die Borahner und Vorläufer erhob, die einen aus dem Sattel drückte, die andern an sich zog und in sich absorbierte. Die Herren Przhyszewsky und Peter Gille, Verleth und, etwas später, Dauthendey, um nur die bekannter Gewordenen zu nennen, waren keineswegs Reaktionen gegen den Naturalismus. Die fallende und auch schon die kommandierende Prophetie, die phallische und die ithyphallische Ekstase, das Dalbern mit der kosmischen Phraseologie, das Trumpfen, Brodeln und Brüten der „Tiefen, die sich noch einmal, vielleicht zum letzten Male enthüllen wollen“ deutete sich in ihnen vor, und auch das Phänomen des Jüngers war wenigstens bei zweien von ihnen schon zu respektablen Früchtchen gediehen. Diese Ansätze sind in die Georgesche Bewegung gemündet, teils durch direkte Rezeption der fraglichen Wegbereiter in den „Kreis“, teils durch das Absterben und Verkommen der anderen. Verse, wie diese:

*vor rohen hufen knirscht die heiße wüste:
grün steigt ein hügel auf und ruht
in blumen-kühle aus vom heißen gleißen*

stehen nicht etwa in den Mysterien des Herrn Wolfskehl, wie jedermann, der diese etwa kennt, vermuten wird, sondern in einem anno 99 offenbarten Gedichte des verstorbenen Herrn Gille und bei dem Schlusse der vom selben Autor unserer Sprache geschenkten „Waldestimme“

*hoch droben steht ein ernster ton
dem lauschten tausend jahre schon
und werden tausend jahre lauschen
und immer dieses starke donnerdunkle rauschen*

das, wie wir hören, mit der „Geburt“ der Blätter fast gleichzeitig ist, darf man wohl fragen, was sie von den Verlethianis des letzten Blätterfalles unterscheidet. Die gesammelten Werke des phallischen Herrn mit dem polnischen Namen sind uns leider nicht zur Hand, aber wir machen uns nach unseren Erinnerungen anheischig, die Nabelschnur in ihnen aufzuzeigen, mit der sie im gleichen Mutterleibe dem glücklicheren Bewegungszwilling anhängen. Herr Wolfskehl also hat alles Recht, die Ausgeburten des Berliner und Münchener Cafés, die wahrlich mit großer Literatur, mit der Poesie Georges und Hofmannsthal, dem Romane Gottfried Kellers, der Prosa Nietzsche oder Burckhardts oder Justis oder Herman Grimms nur die Verbreitung durch die Buchdruckerkunst teilen, so ausführlich mit der reißierten Bewegung zu konfrontieren. Ihre Genesis ist die gleiche. Ihre Wurzelkraft

in dem Boden, den sie vergiftet schelten, ist gleichmäßig null, denn sie wohnen angerankt ans Gewachsene, das krüppelig oder grad, mißfarbig oder frozend, dürr oder fruchtbringend, doch irgendwie mit seinen vielen oder wenigen Grundästen sein Stück Erde gegen Wind und Wetter, seinen Aufwuchs gegen Kohlruf und schwebelge Dünste verteidigt. Sie müssen beständig vom künstlichen Dasein reden, es über die Welt verbreitet sehen, die Panaceen dagegen auffinden, weil sie, ja, weil nur sie aus dem künstlichen Dasein stammen, weil, wie am Prisma das Licht der Sonne zu lila und orange wird, nur an ihnen künstlich erscheint, was ohne sie vom Künstlichen nicht wüßte. Denn künstlich ist nur das Dasein der zum Handeln Verdorbenen oder zum schöpferischen Anschauen Geschaffenen, die der Kraft, sich die legitime und ihnen gemäße Lebensform zu schaffen, unfähig, von der ihnen durch und durch antinomen Lebensform des Handelnden sich mit aushalten lassen und den eigenen Konflikt auf den Wirt ihrer Symbiose hinüberspiegeln. Form des Lebens hängt an Grenzen des Lebens, und kein Leben empfängt seine Grenzen durch das, was ihm der jeweilige Weltzustand etwa zumessen will, sondern nur durch das Wieviel am Zugemessenen, das es mit vollkommener sittlicher Freiheit vom Weltzustande ausschlägt; wie es damit bei der Bewegung bestellt ist, darüber gibt ein weiterer Passus der Wolfskehlischen Ausführungen die bedenkliehste Klarheit.

Die Welt des Handelnden, in deren Begriff es liegt, selbstunbewußt, revolutionär, chaotisch und formlos zu sein, ist nirgendwo ein Zeuge für vorhandene oder versagende Triebkraft eines Volkes. Der Beweis dafür liegt schon darin, daß sie an den städtischen Sammelpunkten aller alten und neuen Weltvölker, in Birmingham und Paris, in St. Etienne und Chicago, in Elberfeld und London gleichförmig oder gleichunförmig ist, den städtischen oder städtisch beeinflussten Massen aller dieser Länder die gleiche Denkkunstform übergezogen hat, während jeder klare Sinn postulieren wird, daß unter der oberflächlichen Scheingleichheit die different gewordenen Urkräfte fortfahren müssen, mit enormen Abständen von einander zu differieren. Darum sind die offenkundigen Sichtbarkeiten unseres Volkes *sub specie aeternitatis* allerdings nicht seine tiefsten Realitäten, darum aber auch ist jeder Versuch, aus jenen Sichtbarkeiten wissenschaftlich und zahlenmäßig auf diese Realitäten zu schließen, so abergläubisch wie jede Empfindsamkeit, die von jenen Sichtbarkeiten her für diese Realitäten Todesgefahren wittert und, stelle sie sich, wie sie wolle, in ihrem unordentlichen Denken gerade diejenige Identifikation vornimmt, gegen die sich ihr unordentliches Gefühl mit der gewolltesten Pose sträubt. Es paßt sehr wohl zu einander, daß Herr Wolfskehl abwechselnd es ablehnt, von den „Realitäten der Zeit“, „Warenhäusern, Zeitungen, mechanischen Anstalten, Rechtshöfen“ und dergleichen Notiz zu nehmen — was ganz legitim Süddeutsche Monatshefte, 1910, Dezember.

wäre, da es zu gar nichts führen kann und seine Sache nicht ist — aber durch beständiges Reden von dem „Pesthauch“ dieser Realitäten, der „tödtlichen Verwirrung und Zerspaltung“ dieser Zustände die abergläubische Wichtigkeit verrät, die er ihnen beimißt — und daß einer seiner Zöglinge mitten zwischen so törichten wie widerwilligen Lobsprüchen uns den Sinn für die Wirklichkeit absprechen zu sollen meint. Nein, allerdings, wir haben diesen seinen und diesen Wolfskehlischen Sinn für diese sogenannte Wirklichkeit nicht, der darin besteht, ihr in der Form der Schmähung zu schmeicheln, in der Form des gewollten Ignorierens die ganz unschätzbare Bedeutung zu zollen, in der Form der Angst vor ihr, der Besorgnis vor ihrem Einfluß, der Verzweiflung über ihre angeblichen Verheerungen ihr einzureden, sie beherrsche die Welt, und eben dadurch gerade eines ihrer Organe, einer ihrer Tributäre, der pußigste, weil der knirschendste unter ihren gefesselten Sklaven zu werden. Die Kette klirrt ja immer mit, und Herr Wolfskehl — auch hierin seine naive Gutgläubigkeit demonstrierend — ist ja der erste, uns über die schicksalsmäßige Unverbrüchlichkeit aufzuklären, die seine „Bewegung“ an die städtische — sagen wir es gleich frei: an die großstädtische Modernität, an Gemeinschaftlichkeiten und das künstliche Leben anknüpft, sie zu dem macht, wofür wir sie immer gehalten und erklärt haben, zu dem letzten blinden Lärm der letzten an unsere Metropolen angegeschlossenen Tiradenkleinstädte, der Erbin des Naturalismus in Schöneberg und Schwabing, dem zum Handeln wie zum Schaffen gleich verdorbenen Klüngelchen als Appendix an den Riesenknäueln der Handelnden. Und bei genauerem Zusehen entsetzt man sich über die Gleichheit der Züge in beiden, über die Karikatur des Größeren im Kleineren. Die handelnde Modernität, die darauf aus sein muß, Organisationen gegen Organisationen, Heere gegen Heere zu stellen, Sachlichkeiten gegen Sachlichkeiten, verneint das Individuum wie die Persönlichkeit auf ihrer ganzen Linie und darf es, ja muß es ihrem eigentümlichen Lebensgesetze nach tun. Daß ihre Organe diese Begriffe rein phraselogisch noch weiterführen, täuscht niemanden über den realen Zustand und daß eine Winkelliteratur die „modernen Menschen“ nebenher dazu auffordert, ihrer Länge eine Elle zuzusetzen und „Persönlichkeiten“ zu „werden“, ist nur eine andere Fassung eben für die Mattsetzung der Persönlichkeit durch die handelnde Neuzeit, eine räsonnierende Rebellion, die anzeigt, wo die wirkliche, stumme und fürchterliche Macht sitzt. Die Freunde des Herrn Wolfskehl sind die dritte Fassung für die gleiche Sache; sie trumpfen schon auf der ersten Seite heraus, daß sie darauf verzichten „wollten“, sich durch besagte Elle zu erhöhen — ein Verzicht, der sie schon wer weiß was muß gekostet haben — daß die Trauben der Persönlichkeit einem den Mund zusammenzügen oder, wie Herr Wolfskehl es in Worte ballt, „eine Ausgeburt verzweifeltsten

Wahnes“ seien. — Die handelnde Welt, die den Einzelnen als Person nicht kennen darf, aber als Faktor nicht ignorieren, verhält jeden zur Erfüllung seiner sozialen Pflichten gegen den Mitbürger und Mitmenschen, und genau so mahnt Herr Wolfskehl die Gewissen zur Selbstrechenschaft darüber, was man „seinen Brüdern schuldig sei“. — Das Zentralblatt für die deutschen Industriellen muß verkünden, daß wirtschaftliche Kraft nur frei werde, wo der Mensch sich dem Menschen um des Menschen willen verbinde, daß der Eigenbrödler sich über wirtschaftlichen Ruin nicht beklagen solle, und dergleichen mehr. Und Herr Wolfskehl ist hierin *mutatis mutandis* mit dem Zeitgeist ganz einig. „Seele“ schreibt er „wird nur frei, wo sich der Mensch dem Menschen um des Menschen willen verbündet“, und der „Eigenbrödler“ kriegt es dick gesagt, wie schändlich unbrauchbar seine ganze Existenz sei. — Der Handelnde darf den Begriff der Unabhängigkeit weder kennen noch anerkennen — da er uns auch in den 145 Seiten dieses Jahrbuchs nicht begegnet, schließen wir, daß er im Tempel unter gewissen Verbotten und Drohungen steht — und wenn seine journalistischen Anneze auf den von Ahnen überkommenen Ehrbegriff dieser Unabhängigkeit und des freien Mannes noch nicht verzichten, so gehört das unter den dekorativen Heuchelschein des Zeitalters, an dem seine Kritiker lächelnd vorübergehen dürfen. Die Freunde des Herrn Wolfskehl machen diese Not nicht sowohl zur Tugend als zum Dogma von der veröbenden und verschrumpfenden Wirkung dessen, was sie strafend „Vereinzeling“ nennen, und variieren Schillers Heldenwort in ihr Modernes: „Der Starke ist am mächtigsten im Kreis“, im Syndikat der Seelen. Die Modernität betrachtet den Schauplatz oder das Schlachtfeld ihrer Aktion, wenigstens in Deutschland, wo die großstädtische Entwicklung noch relativ jung und daher naiv ausschließend ist, gutgläubig als die Welt an sich, und läßt das außerhalb von Börsenstädten, Fabrikagglomeraten, Basarzitadellen und Häuserzehntausenden belegene höchstens unter dem Begriffe „Die Natur“ in ihrem Gesichtskreis zu, betrachtet es als ihre Sommerfrische, und weiß seinen Beruhigungs- und Betäubungs-, das heißt Amüsementswert, für ihre erschöpften Mitglieder zu schätzen. Genau so Herr Wolfskehl, der den heimlich mit Stadtfucht umgehenden Brüdern die Tore schließt oder, moderner zu sprechen, sie auf dem Bahnhofe verhaftet, um sie zu weiterer gemeinschaftlicher Erzeugung schneidbaren Seelendunstes nach Schöneberg oder Schwabing abzuführen. Auch für ihn ist alles außerhalb dieser Haupt- und Handelsstädte belegene „die Natur“ — von Goethe und Schiller, „die in der entlegnen Landstadt für eine Weil den Thron erhoben“, hat der Meister selber gesprochen; das Adjektiv ist für den Gesichtspunkt, aus dem hier gedacht wird, kostbar — auch für ihn hat die besagte Natur „höchstens“ denselben Beruhigungs- und Betäubungs-

wert für die von den Käuschen der Widertäuferei etwas ramponierten Brüder wie für den vom „Kampf ums Dasein“ enervierten Tuchmacher oder Bankier. Das nennen wir doch noch *suis in castris hostem caedere*; weiter läßt sich die Parallele nicht wohl führen. Es muß ein sonderbares „Leben“ sein, dem man versprochen hat, „ferne vom Pesthauch der Zeit eine Stätte zu bereiten“, und das sich mit dieser durch frische Luft nicht sonderlich infizierten „Stätte“, zwischen lauter guten alten Bekannten, zufrieden gibt; aber die Göttin, der wir selber wohl ehemals den mystischen Namen des „Lebens“ gegeben haben, kommt nicht in die Gefahr, sich in diesem zweideutigen Logis refütieren zu lassen. Es riecht ihr zu sehr nach aufgewärmt; das Gebackene vom Leichenschmaus alles Verwichenen muß zu viele Hochzeitschüsseln dieser neuen „heiligen Ehe“ bestreiten. Und die *Vita activa* dieser Neuzeit mag ruhig sein. Es geht ihr an besagter „Stätte“ wie uns selber: von windigeren Windbeuteln als diesen ist noch niemals gegen sie die Farce eines Prozesses aufgeführt worden, in dem alle Ankläger nur von ihren Gnaden und auf ihre Kosten da sind, und man im Grunde nur zu dem Zwecke, sich leichter mit ihr zu akkomodieren, ihr „Laster breitet“. Auch über die Fassung, in der es zum Vergleiche kommen wird, lassen die Ausführungen Herrn Wolfskehl's und seiner Junioren nur ganz Naiven einen Zweifel. Während der Herr Dekan als Mann der Welt auf das Reißfirt sein einen bescheiden zufriedenen Nachdruck legt, sind die jungen Sezkapläne der Partei zugleich unbescheidener und unbedingter. Ihnen ist Stefan George „der wichtigste lebende Mann Deutschlands“, der zwar keine Eitelkeit hat, auch keinen Ruhm, geschweige das Reißfirtieren, sucht, aber freilich, als echter *Servus servorum dei*, die Macht — sucht? hat? Es wird im Kampfe des „neuen Sprachleibs“ mit dem Sprachkadaver der alten deutschen Grammatik so vieles nicht klar — die Macht also, Mensch und Erde nach dem Bilde seines Gottes zu formen; Mensch und Erde? Nun, das ist etwas aufgeschlagen. Das gibt sich hernach, wenn es zum Abschließen kommt. Formen ist die Hauptsache, nach dem respektiven Bilde. Was? Darüber wird sich reden lassen. Statt „des Menschen“ dürfen es am Ende auch lauter Gundefinger sein, zwölf aufs Duzend, und statt „der Erde“ lauter Schwabings und Schönebergs, auf jede verpestete Stadt eines, und alle zusammen das „geheime“, das wirkliche geheime Deutschland bildend, auf das Herr Wolfskehl, national wie jeder kluggewordene Zentrumsmann, und den Satanskonkurrenten den Wind aus den Segeln nehmend, zum Schlusse seiner Rede das übliche Hoch ausbringt. Wir müssen gestehen, daß uns etwas heiß und bänglich geworden ist, als wir diese Sätze lasen; denn so stumpf wir nachgerade gegen das Freveln mit Worten geworden sind, so hat doch der mißbrauchte Name des Vaterlandes immer noch etwas an sich, was uns um alle Besinnung

bringen kann. Aber Herr Wolfskehl hat uns bald beruhigt. Er meint das Deutschland, aus dem „jeder seiner Verse sein Leben und seinen Rhythmus zieht“, also ein Wahnbild. Das Deutschland, das für seine apoplektischen Exerzitten mit deutschen Worten verantwortlich wäre, muß so „geheim“ sein, daß es schon wieder bei den Antipoden herauskommt, oder mit der Pose des Geheimen so durchaus oberflächlich, daß es zur deutschen Oberfläche von heut nicht eben weit haben kann. Und das gerade wird es sein. Die Nomenklatur des „Geheimen“ wird zum Realen im gleichen Scheingegenfuge und der gleichen Identität des Seins stehen wie die übrigen Schlagworte der „Bewegung“, die aus fürchterlichen Nackenschlägen im Umsehen vor unseren Augen zu heimlichen Handschlägen werden, wie die übrigen negativen und emphatischen Bemäntelungen der einen Grundtatsache, daß man von einander nicht weg kann, auf einander angewiesen ist, mit einander auskommen muß, und ganz im innersten Innern, — nein, sollte es wirklich sein? sollte man sich wirklich noch ein bisschen gut sein und den Schrei nach Scheidung nur darum so outrieren, weil ein altneues Gefühl nachzuckt, das gern ein neu-altes würde, wenn der andere Teil nur ein wenig blinzeln möchte, nur ein Spitzchen des kleinen Fingers ausstrecken? Wir können es uns nicht versagen, ein paar Zeilen aus der „Dialektkomödie“ des armen Hofmannsthal auszuschreiben, auf die der gute Engel Gundefinger mit dem Finger des scheinheiligen Schmerzes hinweist, indes er mit der andern Hand im aufwärts schwimmenden Auge eine Krokodilsträne über den Höllensturz des einstigen Kollegen zerdrückt, indes er die rhetorische Frage an uns richtet, ob wir heut noch „frivol genug“ sein wollten, diese, übrigens so Gott wolle endlich abgepielten, Teufelsstückchen „der deutschen Jugend als Muster vorzuhalten“. Worauf dann wohl dies und jenes zu erwidern wäre, und vor allem, daß die Aufdringlichkeit sich solche Fragen sparen dürfe, bis sie uns etwa, was sie wohl gar nicht erwarten kann, auf frischer Tat ertappt. Aber frivol genug sind wir, die entzückenden Worte dieses zauberisch entworfenen jungen Musikus an den nicht weniger zauberischen Tartuffe von Baron den Wortführern der Bewegung zu widmen: „Verliebt sind sie in das süße Geschöpf, verliebt wie ein hagerer Kater. (der Baron lacht höhnisch) Jawohl! (Baron.) Ja, in diese Demoiselle, — es ist — (Theodor.) Ja, verliebt, du Seele von einem Menschen. Deine Härte, deine Dürre gegen sie, das ist deine Verliebtheit. Mit den Blicken möchtest du sie durchbohren, an den Pranger möchtest du sie stellen. Und ich sollte deine kleinen wollüstigen Schwindelereien nicht durchschauen? Passen sie nicht perfekt zu Ihren Spinnenbeinen? zu Ihren harten Augen? zu Ihrem dürren Mund? Nicht wahr, Herr Baron, es ist eine hinreißende Ausschweifung, das geliebte Wesen herabzusetzen, es zu verleumdern, es leiden zu machen? Ich wollte, ich könnte das auf der

Geige spielen, was da in Dir vorgeht, du Sardanapal!“ — Der arme Hofmannsthal! Hilft ihm Schnellsein wirklich nicht mehr zum Laufen, guter Engel? So langt es wenigstens noch dazu, gewisse huschende „Bewegungen“ und andere Dinge, die kurze Beine haben, zu erwischen und zwischen zwei Fingern der Welt zu präsentieren.

Wenn uns aber dieses Gemälde der unfruchtbaren und anmaßenden Halbheit, vor dem wir schon allzulange verweilen, einen Wunsch im Herzen zurückläßt, so ist es dieser: Nur zu! nur bald, nur schnell, nur vollends! Zieht an euch, was euch von Trümmerhaftem und halb Ausgeborenem, von leerer Ostentation und geüffentlicher Exhibition seiner Selbst an allen Kreuzpunkten des Lebens zugänglich ist, und gebt ihm eure, die letzte Schlangenhaut der Zeit, nicht statt der eigenen, sondern statt der wähligen Unentschlossenheit zwischen vier, fünf, zehn Kostümen. Sammelt, so viel ihr könnt, von der frequentesten Frucht dieser gedankenwidrigen und geknechteten Tage: vom Banausen; mit seiner inneren Gutartigkeit werdet ihr bald fertig sein, und seine Borniertheit formiert zu dem Fanatismus, der seine Anstrengungen verdoppelt, wenn er seine Ziele verloren sieht. Versammelt, was euer Aberwitz und euer schlechtes Gewissen das Salz der Erde nennt, und was die immer wieder ausgeschiedenen Gifte ihres Lebensumfanges sind: absorbiert die ganze lamien- und lemurenhafte geschminkte Zwischenjugend, die jedem ehrlichen Griffe nichtswürdig in Händen bleibt, den ganzen lauernden, verbuhlten Languor, der zwischen dem herben Vater und dem rauhen Bruder nach Ausflucht suchend, ohne euch nicht wüßte wohin mit seinen fingernden Tentakeln, und rettet ihn aus seiner „Vereinzelung“. Laßt ihn erkennen, daß er nicht die Beule der Zeit ist, sondern ihre Flechte; und konstituiert euch mit ihm in die trostvolle Nachbarschaft, in der jeder die eigene Seele im andern wiederfindet und sicher weiß. Wirft euch sein unerbittliches Geschick den Frohen und Freien zu, das abenteuernde junge Blut, das von der Gefahr in euch mehr herausgefordert wird, als von der Verheißung gelockt, so weist ihn nicht ab; ihr werdet seiner bedürfen; brecht ihm den Grat, eßt sein Mark und stellt seinen geschorenen Rest auf eure Prangerkanzeln zur Zeugenschaftspredigt für das letzte Mirakel. Geht durch alle Stände und wittert aus, was in ihnen nicht ganz fest steht. Es fällt euch zu. Wer sich vom Troß distinguieren will und sich doch des kranken Punktes wohl bewußt ist, der es ihm wehrt, wie andere durch stählerne Sehnen und den eingefammelten Willensblick Schritt vor Schritt an die Fête zu dringen, nimmt gern das Nebenher für das Allenvorauß. Reißt ihn nicht aus, nehmt ihn nicht zu euch hinüber, es ist euch nicht damit gedient; wo er steht und geht, muß er für eure Macht zeugen, eine kleine Abweichung von der gemeinen Bahn tut es; gebt ihm ein Abzeichen, euer erwürgtes Deutsch, die Freimaurermägchen eures

Schreibens und Druckens, den kröpfigen Schwall eures afrikanischen und syrischen Wortumschweifs als Auspuß eines von Lüderlichkeit, Vulgarismen und vollendeter Barbarei mankenden Sprachgerüßtes. Keine Zeitung im Leitartikel, kein gutes Handelshaus in der Geschäftsübersicht schreibt mit eurer barbarischen Entartung, geschweige mit eurer barbarischen Affektation, geschweige mit dem Schwall von wässeriger Tautologie, den ihr uns ja wohl als Urbanität herausprahlt. Und schließlich, auch das nicht zu vergessen, tut euch nach Weibsen um. Wir zählen euch nicht her, warum sie euch unentbehrlich sind; genug, sie sind es. Den Mann und das Mädchen schließt ihr längst aus und tut gut daran. Da ihr nun habt, was ohne euch zum Manne hätte werden können, so fehlt euch nur noch, was ohne euch zur Frau geworden ist. Hefet euch an die *femme d'autrui*, an die *femme du monde* oder ihre Zeitsurrogate, haltet euch zu der weltlich Saturierten, die einen ihrer Räume als Egerengrotte eingerichtet hat und die Prätendenten auf Sitz und Krone Numas mit scharfen Augen mustert. Ihr habt den schlaffsten und flauften, den weibischen Mann; unter Frauen versucht die Eiskalte von harter Klugheit und seid sicher, daß die Männin gerade euch wählt; die Rechnerin wird für euch, da ihr zu Summen kommen wollt, ohne zu addieren, klug sein, und eurer Gallerte die Struktur in der Welt geben, zu der ihr wollt, ohne Weltstoff zu beherrschen. Wo ihr nur feig seid, wird sie für euch taktvoll sein, was man gemeinhin so nennt. Wo ihr nur ungesittet und übrigens unerheblich seid, wird sie für euch die robuste Taktlosigkeit ihrer eigentlichen zweckhaften Sphäre einsetzen, die für den Kleinfachen ist was Gewaltigkeit für den Großartigen, ein Mittel, in Mischungen einzugreifen und sie zu entscheiden; denn damit in gesättigten Lösungen die Krystalle sich fällen, bedarf es der reinen Kräfte des Elements; aber in einer Schüssel übertägiger Milch den Glumfen übers Wasser zu heben, genügt schon ein saurer oder grober Tropfen. Wo ihr nur Klärscher seid, ist sie Intrigantin und kommt zu ihrem Ende, wo ihr vor der Welt, die trotz Goethe für euch „aus Brei und Mus geschaffen“ ist, nichts seid als ein Mund und eine unbeholfene Bier; ist sie der Löffel; greift zu und schließt auch diesen „Kreis“; hier sind eure Instrumente. Ihr bedürft derer, die einfädelt, was ihr so gebrechlich zwirnt und die euch zu der greifbaren Einkleidung verhelfen wird, wie sie euch zu Körperchaft verholfen hat; denn wo ihr schlecht seid und also zu nichts kommt, — zwischen euch und ihr sind die berühmten Nießscheschen Geschlechterrollen begreiflicherweise ausgetauscht — ist sie böse und schafft auf ihre und der Welt Weise, was euch aus latent schleichendem Fieber zur anerkannten Epidemie der Zeit machen wird.

Wir wünschen euch, ja, wir wünschen, was ihr euch selber wünscht: Glück. Entsteht, und steht vor allen aus. Nicht als meinten wir, ihr würdet an

der Schranke aufsprellen, an der die Worte enden und die Taten nicht beginnen; die Welt, eure Welt, kennt keine andern Taten, erwartet von euch keine andern, als Worte, und wenn ihr Worte durch einige Harlekinaden von der Art zu illustrieren fortführt, gegen die gehalten eine Kellnerfastnacht weihewolles Tun ist, wenn ihr euren roten Zindel, die blechernen Kronen, die Grale aus Goldpapp samt dem fingierten Traubenseim, die Statisten in Nacht und alles noch feilere Requisite des schalen Bacchanals vor dieser Welt vorüberziehen laßt, so kann bei gehöriger Regie und den rechten Patronessen das Prädikat der „Leben gewordenen Kunst“ den Wanzereien auf die Länge nicht fehlen. Nicht also, daß eure Taten euren Worten widersprechen werden, soll euch vernichten, sondern das genaue Gegenteil davon, — nicht daß eure Blüte keine Frucht bringen kann, sondern daß sie mit jedem neuen Knoten der Nemesis, ihre und gerade ihre Frucht bringen zu müssen, entgegenwächst. Noch seid ihr gar zu unentschieden; noch schüzt euch, daß man nicht immer weiß, wie ihr es meint; noch könnt ihr allem unter einander Gegensätzlichen gleichzeitig widersprechen, in allen Kontrasten schillern, eure Fadatsen auf Seite zehn Goethisch garantieren und auf Seite dreißig euren blästertesten Pickelhäring dazu bestellen, über Goethes Lyrik dahertzunäseln (*Perchè non ebbe battesimo* augenscheinlich), noch könnt ihr hinterm Berge halten, für Metaphern ausgeben, was ihr nur allzu wörtlich meint, und nur allzu sachlich lancieren wollt, Absurditäten für wörtlich gemeint erklären, die auch ihr nicht blöb genug seid, für anderes zu halten als für aufgeblasene Tropen, noch könnt ihr jedes Wasser trüben für euren Fischfang, jedes Gefühl verwirren und fanatisieren, jedes Gewissen unsicher machen, das Urteil, so weit ihr reicht, in Trümmer legen. Nun siegt, und bald, nun kommt Wort halten. Nach dem Mundspitzen das Pfeifen und zur Pfeife das Tanzen. Wir werden mit dabei sein und wer ein Tänzchen wagen will, soll es nur sagen, wir spielen ihm auf; daß ihr es auf Kunst, auf Poesie, auf Literatur nicht abgesehen habt, wissen wir längst; ihr könnt nichts und könnt nichts lernen. Ihr wollt muckern und vermuckern, mit etwas literar-künstlerischem Puder; das ist der ganze Tanz; nun, für diesen Tanz, der überall in Deutschland zur heimlichen und schon zur frechen Mode geworden ist, werdet ihr, wohin ihr immer greift, *intra muros et extra*, die Partner finden und das ganze Gerede vom Kontrast zur „Welt“ hat ein Ende.

Hans Thoma: Von Sternen und Kindern.

Eine Weihnachtsstimmung.

Wie ein alter Hausierer, der nach längerer Pause die Kundschaft mit seiner Ware wieder aufsucht, — halb denkt er, daß man ihm gerne etwas abnimmt — halb fürchtet er, daß er lästig fallen könnte —, so komme ich mir vor, wenn ich jetzt wieder einmal vor dem Leserkreise der Süddeutschen Monatshefte erscheine und ein ganz freundliches Gesicht mache in der Hoffnung, daß dies erwidert wird.

Die Weihnachtszeit ist nahe und ich rechne auf die Kauflust, die da sich regt, wenn ich meinen Kram anbiete und auspacke — es sind doch auch Artikel für Frauen und Kinder dabei.

Eigentlich hätte ich Kalendermann werden sollen, ich würde dann bei der Jahreswende gewiß in vielen Häusern erwartet — aber dazu ist es jetzt zu spät; mit einundsiebzig Jahren darf man kein Kalenderunternehmen mehr gründen wollen — da würde kein Teilnehmer, Aktionär oder Verleger mehr aufzutreiben sein: für die paar Jahre.

Nach Kalendermannsart mache ich Jahresbetrachtungen und schaue gerne nach den Sternen aus — das Jahr, welches zu Ende geht, war für mich das einundsiebzigste, auch war es ein Kometenjahr, für mich hat es ein *Memento-Mori*-Gesicht gemacht. — Der Komet war kein guter Stern für unsere Erde, es war höchst leichtsinnig von ihm, daß er die Bahn der alten Erde kreuzte, er wäre wohl fast imstande gewesen, sie ihrer voraus bestimmten Bahn untreu zu machen, sie zu entführen ins Nebelreich der Unendlichkeit hinein. Wir wollen ihr dankbar sein, daß sie stark geblieben ist, als so ein junger Fant mit seinem Licht sie locken wollte. — Daß sie tief erregt war, das haben wir Menschen doch bemerkt, ihr Zittern und Beben hat uns erschreckt und ihre Tränenströme wollten uns ertränken.

Ja, so eine Gemütsbewegung, gewissermaßen eine Leidenschaft, sollte nicht mehr kommen, wenn man in solchem Alter steht wie unsere Erde, man dürfte ihr den Goetheders vorhalten: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht, und mit Entzücken blickt man auf in jeder heitern Nacht.“

Wenn aber die alte Erde wirklich mit dem jungen Lichtsohn durchgebrannt wäre, und wir flögen jetzt aus dem kreisenden Ring des Jahreslaufes heraus in die userlose Unendlichkeit, in die Nebelgebilde der Ewigkeit, auch das könnte schön sein und würde einen großen Reiz haben für uns Erdenwürmer, die gerade jetzt von der Idee des Fliegens so erregt sind. Aber in die Ewigkeit hin ausfliegen, das setzt freilich Unsterblichkeit voraus — ein Problem, worüber das Menschengeschlecht nie fertig wird zu grübeln